

Starkmuth.

Von Edmondo de Amicis.

(Schluß.)

Die drei Briganten lachten. „Aber das Schönste ist,“ sagte der eine, „daß er nicht spricht. Was wird es sein? Hochmuth?“

„Bescheidenheit,“ sagte der andere mit einem fleghaften Lachen. „Furcht,“ fügte der Anführer hinzu. Der Karabiniere schüttelte den Kopf, wie um Nein zu sagen.

„Ah! Nein?“ rief der Brigant aus, indem er auf die Füße sprang. „Nun werden wir sehen.“ Und dann, zu den beiden Gefährten gewandt, mit entschlossener Miene: „Dieser sollte irgend einen Befehl überbringen, um uns im Neste auszuheben. Wir haben schon zu viel Zeit verloren. Lassen wir ihn aussprechen.“

„Lassen wir ihn aussprechen,“ antworteten die anderen, indem sie sich erhoben.

Der Karabiniere schüttelte den Kopf, Kopf wie einer, der sagt: „Ich bin bereit.“ Die drei Briganten pflanzten sich vor ihm auf. Wer in diesem Augenblicke den jungen Mann beobachtet hätte, der auf seinem Wappenstein stand, hätte gesehen, wie er zitterte gleich einem Blatte und sich umwandte, um es nicht sehen zu müssen, ganz allmählich mit schredensbleichem Gesichte. Der Anführer bemerkte es und winkte ihm mit einer gebieterischen Geberde, sich um seine Pflicht zu kümmern; dieser nahm seine frühere Stellung wieder ein.

„Also,“ begann dann der Anführer, indem er sich an den Karabiniere wandte, mit einem Tone, der kein weiteres Zaudern zuließ, „woher bist Du gekommen?“

Der Karabiniere zog die Brauen zusammen, heftete den Blick starr und durchdringend auf den Briganten, der einen entschlossenen Willen als den seinen verrieth, und antwortete nicht.

Der Brigant gab ihm, ohne ein Wort weiter zu sagen, einen so gewaltigen Faustschlag unter das Kinn, daß man ein Krachen hörte, wie wenn er ihm die Zähne zertrümmert hätte. „Wirst Du nun antworten?“

Der Karabiniere senkte das Haupt und ließ das Blut, mit dem sein Mund sich füllte, abfließen. Dann richtete er die Augen wieder auf das Gesicht des Briganten mit einem Ausdruck unentwegten Stolzes, und machte ein Zeichen der Verneinung.

Der Brigant biß sich auf die Lippen und tauchte mit den beiden Gefährten ein gezwungenes Lächeln aus; dann griff er mit aller Ruhe in seine Tasche, holte ein Messer heraus, öffnete es, knipfte das Gemb des Karabiniere auf und legte ihm die Spitze der Klinge auf die Fontanelle der Kehle. Das Opfer machte eine trampfaste Bewegung, wie wenn die Klinge schon eingedrungen wäre. „Keine Furcht!“ murmelte der Brigant und ließ das Messer langsam und leicht vom Hals bis zum Gürtel hinabgleiten, wie wenn er es auf einem Tische thäte, um eine Linie einzuschneiden. Auf der Brust des Unglücklichen erschien ein langer rother Strich, der sofort unter den Blutstropfen verschwand, die daraus hervorquollen; und Tropfen flossen hinab wie Thränen unter die Kleider und darüber, bis zur Erde.

„Ah!“ schrie mit bestialischer Stimme der Anführer, „fängst Du an, es zu sehen? Ge?“

„Siehe, wie es läuft!“ sagte der andere.

Der jugendliche Brigant bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Sprichst Du nun?“ fragte der Anführer wieder.

Der Karabiniere sah das Blut hervortropfen, dann erhob er das Haupt, schaute dem Anführer fest ins Gesicht und mit dem nämlichen Ausdruck wie vorher verneinte er durch ein Zeichen. Die drei Peiniger sahen sich ins Gesicht mit mehr Staunen als Zorn in den Mienen.

„Aber willst Du denn sterben?“ brüllte mit einmalem der Anführer, indem er sein Gesicht so nahe an das des Karabiniere brachte, daß er es fast berührte, und die offene Hand in der Nähe seiner Wange schüttelte; „siehst Du nicht, daß Du hier bist, in unseren Händen, allein, und daß wir Dir den Bauch aufschneiden können, wie einem Hund? Auf was hoffst Du denn? Daß man zu Deiner Befreiung kommt? Sage doch etwas! Laß Deine Stimme hören. Bringe wenigstens ein Wort heraus.“

Der Karabiniere verblich stumm. Er griffen von einem Wuthanfall erhob einer der Briganten das Messer. Aber der Anführer hielt ihm am Arm zurück mit den Worten: „Nicht das Messer!“ — dabei packte er eine Flinte — „diese muß er erproben!“ Und die

Waffe von der Erde erhebend, stieß er sie mit solcher Kraft ihm auf die Füße, daß die Knochen trachten; der Bedauernswelthe stieß einen gellend scharfen Klage-laut aus und zog sich ganz zusammen wie von Epilepsie ergriffen. Aber zu gleicher Zeit stieß er, indem er aus dem Schmerze neue Kraft erschöpfte, dem verwundeten Fuß auf die Erde und schrie brüllend: „Nein!“

Die Briganten ergriffen ihn alle drei am Hals und waren daran, ihm die Augen aus dem Kopfe zu reißen, als der junge Mann, der auf Posten stand, durch den Schrecken den er nicht mehr begreifen konnte, küß gemacht, mit der Stimme und dem Anblicke eines Rasenden schrie: „Tödtet ihn doch auf einmal! Schießt ihm eine Flintenladung in den Kopf! Wozu ihm so lange leiden lassen?“

Die drei Briganten, mehr durch seine Kühnheit als durch seine Worte betroffen, wandten sich nach ihm, um ihn voller Verblüffung zu betrachten; aber die Verblüffung währte nur kurze Zeit. Der Anführer sprang auf den tollfühnen Mann zu und gab ihm einen Faustschlag in den Nacken, daß sein Kopf auf den Fels stieß. Der junge Mann, ganz wieder, nahm seine frühere Haltung wieder ein ohne ein Wort zu sagen; aber in dem nämlichen Augenblick noch, als er einen Blick den Bergabhang hinabwarf, machte er eine leichte Bewegung des Staunens, beugte sich noch mehr nach vorn, und blieb unbeweglich mit starrer Blide. Der Anführer der Briganten bemerkte es nicht und wandte sich wieder zu seinem Opfer.

Er war todtenbleich, knirschte mit den Zähnen und zitterte; seine Gefährten schauten ihn zagend an. Er legte eine seiner plumpen Hände auf das Haupt des Karabiniere, erhob die andere drohend mit ausgedehntem Zeigefinger und murmelte, ihm schief anschauend, mit vor Zorn erstarrter Stimme: „Höre, Dir ist in einer unglückseligen Stunde der Gedanke gekommen, mit mir den Startkopf spielen zu wollen. Du weißt nicht, wer ich bin. Vor mir standen schon Leute die Haare zu Berg, die mehr Muth hatten wie Du. Du hast keinen Begriff davon, was ich fähig bin, Dich leiden zu lassen. Ich bin fähig, Dich bis morgen mit Dolchstichen zu quälen, ohne Dir das Leben zu nehmen. Dich so weit zu bringen, daß Du nicht mehr die Gestalt eines Menschen hast. Dir die Augen aus dem Kopf zu reißen. Du weißt, wie es den anderen ergangen ist. Stelle mich nicht auf die Probe. Sage, was Du sagen sollst, bevor mir das Blut zu Kopfe steigt.“

Bei den letzten Worten nahm er die Hand von seinem Kopfe, betrachtete sie, es waren Haare daran. Vergerlich warf er sie ihm ins Gesicht, und sie blieben an dem Munde hängen. Um sich dieser zu entledigen, spuckte der Karabiniere aus. Die Briganten sahen dies als ein Zeichen der Verachtung auf und bielten sich nun nicht mehr. Alle drei stürzten sich mit einem Wuthschrei auf ihn; das Haupt vorgebeugt, die Augen verdrehend, warfen sie sich auf ihn wie drei Raubthiere und begannen mit den Dolchspitzen, mit den Fingernägeln, mit den Zähnen, mit den Knien, mit den Füßen ihn zu peinigen, wüthend, aber stillschweigend; bald hielt der eine, bald der andere ein wenig inne, um Athem zu schöpfen; einer sagte zum andern: „Gemach!“ — um sich gegenseitig zu erinnern, daß sie ihn nicht tödten wollten; und sie traten ihn, brachten ihm kleine Stiche bei, bisßen; Blutstropfen, Hemdenschnur, Haarbüschel fielen zur Erde. Man hörte nur den schwachen Athem der drei Hentersnechtchen, das Geräusch der Dolche, die an einander stießen, das matte Seufzen des Opfers; sie waren blind, trunken, verthiert; sie schienen nicht mehr drei Menschen zu sein, sondern ein Ungeheuer mit drei Leibern, angeklammert an einen Menschen; sie boten dem Auge alles das dar, was Raserei, Gemeinheit und Grausamkeit Schreckliches haben können.

„Tödtet ihn noch nicht!“ begann nun der junge Mann wieder voller Angst zu schreien, indem er sich eiligst bald gegen die Briganten, bald gegen die Ebene hin wandte, indem er die Stimme mehr und mehr erhob, wie um ein nahendes Geräusch zu überhören. „Tödtet ihn noch nicht! Wartet! Er wird alles sagen! Wenn ihr ihn tödtet, werdet ihr nichts erfahren! Versucht es noch einmal! Er hat ein Zeichen gemacht, daß er sprechen will! Tödtet ihn her nach! Ich werde ihm einen Dolchstoß in das Herz geben, wenn ihr es nicht thut! Thut die Dolche weg! Richt ihn nur mit den Dolchen! Seht ihr denn nicht, daß er stirbt?“

Ohne mit seinem Schreien aufzuhören, warf er einen Blick hinaus, ganz nahe auf den Fuß des Bollwerks; dann sprang er in die Mitte der Umzäunung, änderte mit einmalem den Ausdruck seines Gesichtes und seiner Stimme, in-

dem er mit einem Ton unaussprechlicher Verachtung schrie:

„O Feiglinge! Drei gegen einen Sterbenden!“ „Hol Dich der Teufel!“ brüllte der Anführer, auf ihn zubringend, den Dolch gegen ihn erhoben. „Es ist zu spät!“ antwortete dieser mit einem Freudenstiller; und indem er auf den Eingang deutete, rief er: „Da sieh!“

In dem nämlichen Augenblick, als die beiden anderen Briganten, gewarnt durch die Worte des jungen Mannes, in aller Eile einen weiten Mantel auf das Opfer warfen, und während der Anführer zur Flinte griff, um sich dem geheimnißvollen, nahenden Feinde entgegen zu werfen, ließ sich plötzlich ein Getöse von Schritten, Waffen, Stimmen hören, blühenden Bajonette und Flintenrohre vor dem Eingange, über den Felsblöden, auf der Höhe des Felsens, stürzte ein Trupp Karabiniere herein, der blitzschnell alle, die er innerhalb des Walles fand, umgab, überwältigte, entwaffnete und zur Erde warf. Es folgten einige Augenblicke der Stille, während welcher man nur die raschen und schweren Athemzüge der leuchtenden Karabiniere hörte.

„Welch dem Sterbenden!“ schrie mit einmalem der junge Brigant, der ebenfalls wie die anderen auf den Antriebe die Hände auf den Boden gestützt, unter dem Bajonette eines Karabiniere

„Welchem Sterbenden?“ fragte der Hauptmann, indem er vorwärts schritt, staubig und athemlos

„Dort in der Ecke!“ antwortete der junge Mann, mit dem Finger hindeutend. Alle wandten sich, um zu sehen, aber keiner entdeckte etwas.

„Unter dem Mantel!“ wiederholte der Brigant.

Der Hauptmann, von den Blicken aller begleitet, näherte sich der Hütte, ergriff den Mantel und warf ihn zur Erde. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens hallte beim Anblicke des Gräßlichen wider. Der unglückliche Gefangene, auf der Erde knieend, die Hände auf dem Rücken, das Haupt auf die Brust herabhängend, war ganz voll blauer Fleden voll Weiden und voll Blut, das aussah, als sei ihm die Haut abgezogen worden; er machte eine Anstrengung den Kopf zu erheben.

„Bindet ihn sofort los!“ rief der Hauptmann. „Gebt ihm zu trinken!“ Drei Karabiniere eilten herbei, banden ihn los, setzten ihn nieder und begannen die Verwundungen zu prüfen; die anderen, blind vor Zorn, schlugen die Briganten mit ihren Flintenköpfen.

„Die Waffen nieder!“ schrie der Hauptmann. Dann wandte er sich an den jungen Mann: „Sprich Du!“

Der Karabiniere, der ihn hielt, gestattete ihm, sich zu erheben. „Wann wurde dieser Mann gefangen?“ fragte der Hauptmann, „sag die Wahrheit, bevor Du stirbst.“

„Dieser Mann,“ begann der junge Brigant mit bestimmter Stimme, noch zitternd vor Angst und Schrecken. „Dieser Karabiniere. . . sie haben ihn heute morgen gefangen. . . sie haben ihn hierher geführt. . . sie haben ihn gebunden. . . wollten, er solle sprechen. . . er sprach nicht. . . sie sprangen auf ihn, ich habe es gesehen. Mein Gott, mein Gott!“

„Aber wer bist denn Du?“ rief der Hauptmann, indem er ihm den Hut vom Kopfe riß. Alle drei wandten sich herum und riefen: „Eine Frau!“

„Ja,“ schrie diese wie rasend, „ich bin eine Frau. . . sie haben mich geraubt. . . es sind vierzehn Tage her. . . sie setzten mir das Messer an die Kehle. . . haben mich mit sich geführt. . . Aber ich habe meine Hände nicht mit Blut bestreift, ich schwöre es! Ich begleitete sie nur, damit sie mich nicht tödteten. Sie bin aus San Severo, bin eine arme Bäuerin. . .“

„Warum hast Du nicht einem von diesen einen Schuß in den Kopf gegeben?“

„Ich habe den Muth nicht gehabt, sie hätten mich gefoltert; man muß sehen, was sie thun. . . Ich glaubte natürlich werden zu müssen. . . Wenn ihr gesehen hättet. . . Aber er“ — und sie deutete auf den Verwundeten — „er ist ein Gott gewesen, er hat alles erduldet. . . er hat kein Wort gesagt, kein Wort.“

„Schleppt die feigen Hunde zu den Füßen ihres Opfers!“ schrie der Hauptmann. Die Karabiniere schleppten die Briganten vor den Verwundeten, dessen Kopf mit einem Lappen verbunden war, der das Gesicht bedeckte.

„Ich bin hier,“ rief der Hauptmann, indem er sich zu dem Unglücklichen neigte, welcher wieder Zeichen des Bewußtseins zu geben begann; „Du bist gerettet, Du bist inmitten Deiner Gefährten! Fasse Muth! Sieh! Deine Augen knien vor Dir!“

Der Karabiniere erhob langsam den

Kopf und schüttelte sich. Dann streckte er eine Hand aus, legte sie auf das Haupt des Brigantenführers, zog sie zurück, lächelte mit blutigem Munde, streckte den Kopf vor und spuckte ihm ins Gesicht.

„Was ist das?“ fragte der Hauptmann indem er etwas Weißes und Weißes aufhob, das, wie er zu sehen geglaubt hatte, aus dem Munde des Unglücklichen gefallen war.

„Die Antwort. . . den Oberst,“ antwortete der Verwundete mit nur noch schwacher Stimme.

„An den Oberst von San Severo? Meine Antwort? Die ich Dir heute morgen gegeben?“

Der Karabiniere nickte. Der Hauptmann sprang auf ihn zu, legte einen Arm um ihn und küßte ihn auf die Stirne; dann sprang er auf die Füße und rief seinen Soldaten zu: „Meigt euch vor diesem Tapfern, Kinder! Er brachte dem Oberst meinen Brief, welcher unsern Aufbruch anzeigte, sowie die Zeit und Richtung unseres Marsches; wenn die Briganten ihn lassen, waren sie in Sicherheit; er steckte ihn in den Mund und sprach nichts, um sich nicht zu verrathen und duldete die Folterqualen stillschweigend. Es ist ein Held! Ein Märtyrer! Er ist eine große Seele!“

„Ja,“ riefen alle Karabiniere zusammen mit einem Tone, der aus der Tiefe des Herzens kam.

„Küßt ihm die Füße, ihr feigen Hunde,“ rief der Hauptmann den Briganten zu.

Diese, wie Schlangen auf der Erde hinschleichend, küßten einer nach dem andern die Füße des Verwundeten.

„Hauptmann!“ rief dann die Frau indem sie ihn mit den Augen einer Wahnsinnigen anfas; „ich konnte ein Warnungszeichen geben, als ihr laumet, und that es nicht. . . ich ließ euch kommen. . . Gewährt mir zum Lohne eine Günst. . . Ich bin eine verlorene Frau. . . ich kann nicht mehr nach Hause zurück. . . Laßt mich mit diesen da erschließen.“

„Nein,“ rief mit äußerster Anstrengung der Verwundete.

„Ihr,“ fuhr der Unglückliche mit heiserer Stimme fort, seine blutige Hand der Frau entgegenstreckend, „Ihr müßt ein Werk der Barmherzigkeit thun.“

„Welches?“ Sagt! Mein Gott! Ich bitte Euch darum um des Himmels willen!“ rief die Frau, indem sie sich mit gefalteten Händen zu seinen Füßen warf.

„Mich begleiten!“ . . . murmelte der Unglückliche.

„Wohin?“ fragte die Frau. „Ueberall?“

Alle schauten sich verwundert an. „Was wollt Ihr sagen?“ fragte die Frau wieder.

„Ihr habt sie nicht alle gesehen, meine Wunden,“ antwortete der Karabiniere. „Seht her!“

Und er erhob das Taschentuch, welches seine Stirn bedeckte. Alle näherten sich besorgt, schauten und stießen einen herzzerreißenden Schrei voll Mitleid und Schrecken aus. Der Unglückliche war blind.

„Zum Tode!“ heulten dann alle Soldaten, indem sie die Briganten mit den Füßen stießen. Der Stimme des Hauptmanns gelang es nicht, den Lärm zu beherrschen. Die Karabiniere stürzten hinaus, indem sie in ihrem eiligen Laufe die Mörder niederwarfen.

„Werdet Ihr. . . dieses Werk. . . der Barmherzigkeit thun?“ fragte der Verwundete die Frau, als sie allein waren.

Jene erhob die Augen gen Himmel und sagte: „Mein Leben gehört Euch.“ Dann drückten sie sich die Hände, und eine trübende Salbe, welche im Thale abgefeuert wurde, schien den ebselstigen Bund zu begründen, welche seit zehn Jahren die mitleidswolle Frau mit dem Helben verbündet.

Jrdischer Trost.

Von Hugo Klein.

Die alte Generalin hatte wieder ihren Jour. Den Himmel Dank! In kalten, trüblichen, regnerischen Frühlingstagen bot ihr beglücklicher, wohlwärmender, mildebeleuchteter kleiner Salon wirklich ein erquickendes Asyl. Leise und doppelt behaglich summt der Sammar. Die Nichte der Hausfrau, die schöne Baronin, trebzente den Thee, wobei die plastisch entzückenden Formen ihrer weißen Hand vortrefflich zur Geltung kamen. Ich dachte an englische Romane, deren Heldinnen diese häusliche Beschäftigung zu so vielen Eroberungen verhilft. Die Tassen zogen das feine Parfum der Hand an und der Thee mundete wie noch nie.

Es waren die gewohnten Gäste des Hauses da und noch einige junge Damen, die wir zum ersten Male sahen

und welche sich fröstelnd um den Kamin gruppirten. Man sprach dieses Mal über ein Buch des Vorlesers der Kaiserin Elisabeth, Dr. Kristomanos, das die schöne Villa der hohen Frau auf Korfu beschreibt. Mit rührenden Worten schildert der Verfasser die ewige Trauer der Fürstin, die den Tod des gärtlich geliebten Sohnes nicht verschmerzen kann, und wie sie des Abends, in den Dämmerstunden, zwischen den weiten Säulen des Peristyls wandelt, während ihre Gedanken weit über die blauen Berge hinausschweben.

„Die Einsamkeit ist eine schlechte Trösterin,“ sagte eine bekannte junge Dichterin mit dunklen, schmachtenden Augen. „Ich habe, so jung ich bin, schon viel Kummer im Leben gehabt. In Fällen eines großen Schmerzes treibt uns der erste Impuls stets dahin, uns in der Einsamkeit zu begraben, die Menschen oder wenigstens die Bekannten zu fliehen und nur unserem Leide zu leben. Es ist jedoch ein wahres Unglück, wenn man solchem Impulse folgt. Man spinnt sich förmlich mit dem Schmerze ein, wie ein Seidenwurm in seinem Cocon, und so dünn und traumhaft auch der einzige und alleinige Gedankensaden sei, den wir immer um uns hüllen, zum Schusse werden wir in dem unburdhringlichen, festgeschlossenen Gehäuse, ohne Licht und Luft, zum Erstiden, wie eine Puppe, die sich häuten muß, um wieder zum Leben gelangen zu können. In gewissem Sinne muß das auch der Mensch. Er wird in herben Schmerztagen gewöhnlich ein Anderer in seinem seelischen Leben und Charakter und macht den Versuch einer neuartigen Existenz. Jedemfalls findet man in der Einsamkeit nur den Trübsinn zum Genossen, und das ist ein schlechter Rathgeber. . . Reden wir lieber nicht davon. . . Im Trübel des lauten Lebens, in Gesellschaft, bei Arbeit und Festreue gelangt man dagegen viel leichter über das Leid hinweg, so groß es auch sei. Zwar ist uns die ganze Komödie herzlich zuwider, eine Pein, die uns größer dünkt, als jede andere; wenn wir uns aber nur irgend einer noch so nichtigen Beschäftigung und dem gewohnten Verkehre hingeben, wird es doch kaum möglich sein, immer nur an dem traurigen, quälendsten Gedanken zu spinnen, wie dies sonst geschieht. Die Hauptsache ist das Vergessen — wenn auch anfangs nur auf Minuten und Stunden — in der Einsamkeit findet es sich aber nicht einmal auf Sekunden! Man ist der Erinnerung preisgegeben, die erbarmungslos ist und mit schönen Bildern vielleicht noch mehr quält als mit häßlichen. Und in peinlichen Phantasien verirrt sich der Geist — es ist ein wahres Wunder, wenn er wieder auf den rechten Weg findet!“

„Darum sieht man offenbar so viele natürliche Menschen!“ sagte die alte Baronin. „Die Zeit der Wunder ist vorüber.“

„Einen wahren und wirklichen Tröster habe ich kennen gelernt,“ sagte ein hoher Ministerialbeamter, dessen freundlich strahlendes Gesicht das innerliche Vergnügen an den Freuden dieser Welt verrieth. „Das ist der Wein. Wie oft bin ich der Einsamkeit entflohen, weil ich dachte, verrückt werden zu müssen! Wie oft küßte ich in Thränen aus dem Hause! Nur hinaus, auf die Straße, unter Menschen! Dann setzte ich mich an einen Gasthaustisch und begann zu trinken. Und nach der ersten Flasche sah ich schon Alles in anderer Licht, wurde heiter und leichtem Muthes. Ich glaube, es ist die raschere Wirtcirculation, die der Wein herbeiführt und welche das Wunder vollbringt.“

„Darum sieht man offenbar so viele Leute mit rascherer Wirtcirculation!“ fiel die schneidige alte Dame vom Hause wieder ein. Und ihre Gäste lachten.

„Wir lachen,“ nahm da eine junge, garte Blondine das Wort, eine blaue glückliche Polin, die in zweiter Ehe sehr glücklich mit einem Rittmeister verheirathet war, „aber die Sache ist sehr ernst. In Wahrheit muß sich Jeder glücklich schätzen, der in bösen Kummer-tagen irgend einen Trost findet, und schöpfe er ihn auch aus dem Weinglase. Denn nichts schwerer als das! Alle Trostmorte, und wären sie noch so herzlich, klingen wie Phrasen. Und wenn sich für Einen doch ein Trost bietet, so ist für Den wirklich ein Wunder geschehen. Mir ist das einmal recht klar und lebendig geworden in einem schweren Augenblicke meines Lebens.“

„Ergählen Sie! Ergählen Sie!“ rief man von allen Seiten, als die schöne Frau innehielt.

„Nun wohl, es sei,“ sagte sie. „Meine Geschichte ist ja auch so ziemlich bekannt, und ich verrathe keine besonderen Geheimnisse. Mein erster Gatte verließ mich, ging mit meinem Vermögen und einem anderen Weibe nach Amerika. In der Aufregung jener Tage verfiel ich in ein hitziges Fieber und schwebte

wochenlang zwischen Leben und Tod. Endlich siegte meine gesunde Natur. Aber die Genesung ging sehr langsam von Statten und ich war so schwach, daß ich das Bett nicht verlassen konnte. Unvergänglich wird mir nun ein Abend in meiner Krankenküche bleiben. Ich erwachte aus einem unruhigen, quälenden Schlummer. Als ich die Augen öffnete, fiel mein Blick zufällig auf die Barmherzige Schwester, die mich pflegte und am Fußende des Bettes saß. Ich hatte sie noch nicht genauer betrachtet. Es war ein Weib von etwa vierzig Jahren, frühzeitig gealtert, mit manchen Furchen im Gesichte. Was mir in jenem Augenblicke an ihr plötzlich auf-fiel und meine Gedanken beschäftigte, war ein Ausdruck absoluter Gleichgültigkeit und unerschütterlicher Ruhe in dem Gesichte dieser Frau. Die hat schon viel Leid gesehen, dachte ich bei mir, und die empfindet gar nichts mehr für ihre Kranken. Und es lockte mich, mit ihr darüber zu reden.

„Wie lange pflegen Sie schon Kranke?“ fragte ich sie. „O lange, beinahe schon zwanzig Jahre.“

„Da waren Sie schon Zeugin vieler trauriger Dinge!“ fuhr ich fort. „Ja,“ erwiderte sie. „In der Krankenküche spielt sich nicht viel Lustiges ab. Und mit der Zeit wird man wirklich abgestumpft, ganz und gar abgestumpft. Man sieht so viel Gram, das Einen selten mehr etwas ergreift. Aber manchmal geschieht es doch. . . So auch unlängst, bevor ich zu Ihnen kam.“

„Was war das?“ fragte ich neugierig. „Denken Sie,“ erzählte die Wärterin, „ein junger Mann, ein halbes Kind, suchte sich zu tödten, weil ihn ein Mädchen abgewiesen hatte. Er schoß sich eine Kugel in die Brust.“

„Ach!“ rief ich aus. „Es war wirklich herzzerreißend zu sehen“, berichtete die Frau weiter, „wie der Arme dalag. Die Kugel war glücklicherweise an einer Rippe abgeprallt; aber bis man sie fand, bis man sie herauszog! Und der Blutverlust und das Wundfieber! Er war schrecklich herab-gekommen. Und ein so hübscher Junge! Er mochte wie Milch und Blut gewesen sein, ganz mädchenhaft, und hatte so gutgezogene blaue Augen und ein so nettes Schnurrbartchen — man war versucht, zu denken, Jede müßte sich in ihn verlieben.“

„Lieb er am Leben?“ fragte ich. „Ja,“ erwiderte sie, „aber es dauerte doch lange, bis sie ihn in's Richtige brachten. Und dann nahm seine Herzengeschichte eine seltsame Wendung.“

Die Sache begann mich zu interessieren und ich bat die Schwester, mir auch das Weitere zu berichten. Sie berichtete nach Frauenart sehr unständlich, aber es war doch Alles auch sehr lehrreich — es betrifft merkwürdigerweise jenes Kapitel des Trostes, von dem wir eben sprachen. Die Wärterin begann also:

„Als der Aermste so weit war, daß man mit ihm wieder über die unglückliche Geschichte reden konnte, suchten ihn seine Angehörigen zu trösten. Erst kam der Vater heran. „Also, die Marie ist’s, die Du so liebst?“ fragte er. „Ja, die Marie.“ — „Na, da hättest Du die Sache nicht so tragisch nehmen sollen.“

„Aber Vater!“ — „Was ist? Die Liebe noch nicht geheilt?“ — „Nein.“ — „Nach einem solchen Aderlaß“, sagte der arme Vater unerschütterlich, „solltest Du die Sache nichterner betrachten. Ich kenne Marie und weiß, was sie werth ist. Zwar was lieblich kann ich ihr nicht nachsagen. Die Fesler, die sie hat, theilt sie mit vielen Mädchen. Die Meisten lieben Ruh und Unterhaltung und suchen einen reichen Mann; einen reicheren, als Du bist. Freilich — muß man sich gerade unter diesen Eine auswählen?“ Der junge Mann wollte wieder gequält und vorwurfsvoll ab, doch ließ sich der Alte dadurch nicht beirren. „Du hast Dich in das Lärchen vergafft“, sagte er. „Das ist Geschmackslos. Doch ich will nichts mehr erörtern, oder, besser, ich will später mit Dir erst über die Sache reden, wenn Du sie mit kühlem Blute betrachten wirst. Wer soll Dir die Wahrheit sagen, wenn nicht Dein Vater? Heute sieht die Sache sehr gut für Dich. Du hast in aller Form einen Korb bekommen. Ich sage Dir, mein Junge, Du weißt gar nicht, was für ein Glückspilz Du bist!“

„Damit ging der Alte. . . Nach dem Vater kam der ältere Bruder herbei. Auch ein sehr hübscher Mann, aber der jüngere war sympathischer. „Gott sei Dank“, sagte er, „daß wir Dich herausstreifen konnten! Du bist ein wahres Kind, Hans, daß Du Dich eines Mädchens willen tödten wolltest. Das kommt daher, daß Du alle Dinge zu ernst nimmst. Du mußt etwas lustiger Gesellschaft suchen, als bisher, nicht so viel studiren, nicht so viel arbeiten! Ich habe mir vorgenommen, Dich künftig unter meine Fittige zu